

„Ich kann nur mit aushalten“

— Dr. Barbara Haslbeck verbindet ihre Forschungen über Gewalt gegen Frauen und Missbrauch in Institutionen mit ehrenamtlichem Einsatz für Betroffene. Mit Campus Passau spricht sie über Gottvertrauen, Gottesvergiftung und die Pflicht, hinzusehen.



Dr. Barbara Haslbeck (38) ist Akademische Rätin für den Bereich Caritaswissenschaften am Department für Katholische Theologie. Sie befasst sich mit den Forschungsgebieten Gewalt und Kirche, Gewalt gegen Frauen, Gewalt in Institutionen, Traumaforschung, Religiosität und psychische Gesundheit, Bewältigung aus christlicher Sicht, Sozialforschung und Theologie. Sie war selbst u.a. für den Frauennotruf aktiv und engagiert sich zurzeit als Mitarbeiterin im Internetprojekt www.gottes-suche.de.

Sie beschäftigen sich seit über einem Jahrzehnt mit Missbrauch in der Kirche und anderen Institutionen und arbeiten ehrenamtlich mit Betroffenen. Wie schwer fällt Glaube, wenn man sich mit solchen Verbrechen auseinandersetzt?

Ich erlebe natürlich Situationen, in denen ich mich ohnmächtig fühle. Ich muss immer wieder aufpassen mich zu erinnern, dass ich eine Person nicht retten muss. Ich kann das nicht wieder heil machen, ich kann nur mit aushalten. Und darauf hoffen, und da bin ich eingebettet in meinen Glauben als Christin, dass da einer ist, dem ich diese Menschen im Gebet anvertrauen kann.

Man muss für sich selbst ganz schön gefestigt sein, um das so sehen zu können, oder?

Es ist ein Lernweg. Wenn jemand mir wirklich etwas von Gott erzählen kann, dann die, die wissen was Hoffnung jenseits des Abgrunds ist. Die einen biographischen Bruch erlebt haben und trotzdem nicht aufhören zu suchen, trotzdem glauben, dass es mehr geben muss als die Zerstörung. Es ist immer wieder beeindruckend, das mit zu erleben. Ich habe da von Betroffenen viel lernen können.

Wie sind sie zu dem Thema gekommen?

Ich habe im Studium selbst beim Frauennotruf mitgearbeitet. Da wurde mir bewusst, dass ein im Kindesalter erlebter Missbrauch oft Jahrzehnte später zur Belastung wird. Ich habe nicht den Eindruck, dass das in der Theologie bisher stark re-

flektiert wird. Im Gegenteil: Mein Gebiet wird eher als Orchideenfach gesehen. Dabei muss man die Zahlen ernst nehmen: Mindestens 10 bis 15 Prozent aller Kinder werden sexuell missbraucht. Und deshalb ist es so nötig, gute Begleitung anzubieten. Gerade im Bereich der Kirche.

Missbrauch ist für die Betroffenen ein traumatischer Vertrauensbruch – auch mit Gott. Sie beschreiben das in einem Artikel als „Gottesvergiftung“.

Ja. Wenn Personen der Kirche missbrauchen, hat das zerstörerische Folgen für das Gottesbild. Manchen Opfern wird vermittelt: „Was wir da machen, ist die Liebe Gottes“. Das verzerrt dann natürlich, was eigentlich zur Liebe Gottes zu sagen wäre. Ich höre von Betroffenen auch Sätze wie: „Ich glaub für Gott bin ich was ganz Dreckiges“. Von so einem Gott wieder wegzukommen, ist schwierig.

Und doch erleben Sie als Mitarbeiterin des Internetplattform „Gottes-Suche“ oft, dass Betroffene gerade im christlichen Glauben Halt suchen. Wie erklären Sie sich das?

Die zentrale Frage der Betroffenen ist meist nicht: „Wo war Gott?“ Sie fragen eher: „Wo waren die Menschen, die mir Unterstützung hätten geben können?“ Meine Erfahrung ist, dass in der Auseinandersetzung mit dem Schweren hellhörige, feinfühligere Menschen das Wichtigste sind. Menschen, die ernst nehmen und helfen, neues Vertrauen zu fassen. Und Vertrauen ist nur ein anderes Wort für Glauben.

Sie beschäftigen sich als Wissenschaftlerin mit einer Problematik, die einen ethisch neutralen Standpunkt kaum zulässt.

Wie geht das zusammen?

Ich fühle mich da in keinem Widerspruch. Natürlich gehört es zu meinem Instrumentarium, die Dinge auf dem Boden der Fachlichkeit und wissenschaftlichen Erkenntnis zu analysieren. Die Theologie weiß sich seit dem zweiten Vatikanum verpflichtet zu sehen, was die Menschen ängstigt und zu Opfern macht.

Als Theologin sehe ich es ebenso als meine Aufgabe, hinzuschauen und den Finger in die Wunden zu legen.

Sie beschäftigen sich mit Missbrauch in der Kirche und anderen Institutionen. Wie ist da der Umgang mit Opfern?

Die Aufdeckung von Missbrauch in Institutionen läuft ja noch nicht allzu lange. Das Problem ist der Generalverdacht, der auf eine Institution fällt, wo Missbrauch auftritt. Es gibt Einrichtungen, die haben Angst, dass es eskalieren könnte, wenn man das Thema anspricht. Tatsächlich ist das Gegenteil der Fall: Je klarer man damit umgeht, desto besser ist diese Institution geschützt gegen Missbrauch in den eigenen Reihen.

Wenn wir vom Missbrauch in der Kirche reden: Wie steht es da um diese Thematisierung?

Es gibt in allen Bistümern inzwischen überarbeitete Leitlinien und Reaktionswege für den Umgang mit Missbrauch. Da stehen wir jetzt woanders als vor einem Jahr. Je nach Bistum sieht das in der Umsetzung natürlich sehr unterschiedlich aus. Es läuft dort gut, wo Menschen gestalten, die sich wirklich vom Schicksal der Opfer berühren lassen und sehen, dass Missbrauch zutiefst der christlichen Botschaft zuwiderläuft.

Sie haben sich sehr intensiv mit der Wahrnehmung Betroffener auseinandergesetzt. Mit welchen Problemen haben Missbrauchsoffer zu kämpfen?

Missbrauch ist ein Geschehen, das nicht plötzlich passiert. Der Täter schafft zuerst ein vertrauensvolles Verhältnis zum Opfer und testet Schritt für Schritt aus, wie weit er gehen kann. Diese Strategie hat zur Folge, dass das Opfer in seiner Wahrnehmung verwirrt wird. Viele denken, was passiert sei normal oder von ihnen selbst gewollt. Sie spüren, dass etwas nicht stimmt, können es aber nicht benennen. Betroffene kämpfen oft lebenslang damit, der eigenen Wahrnehmung zu trauen, und übernehmen zudem Scham- und Schuldgefühle, die eigentlich der Täter haben sollte. Sich das bewusst zu machen und zu verändern ist ein langer Prozess.

Wie wichtig sind dabei Begriffe wie Schuld und Sünde?

Schuld ist für Betroffene ein ganz schwieriges Thema. Gerade weil bei der Aufdeckung zu den eigenen Schuldgefühlen häufig Opferbeschuldigungen von außen kommen wie „die hat das ja nicht anders gewollt“. Aber wenn es um Schuld geht, muss ich diese ganz klar dorthin tun, wo sie hingehört: Zum Täter. Und der theologisch korrekte Begriff dafür ist Sünde.

Haben sie jemals ein Eingeständnis von Schuld erlebt?

Nie. Ich habe im letzten Jahr allerdings erlebt, dass sich Priester für die Taten von Mitbrüdern so schämen, dass sie sich selbst schuldig fühlen und existenziell daran leiden. Ohne dass sie was getan haben.

Wie kann da überhaupt eine Annäherung zwischen Kirchen und Missbrauchsoffern gelingen?

Wichtig für das Opfer ist, dass es auch auf gute Erfahrungen mit Menschen der Kirche zurückblicken und daran anknüpfen kann. Entscheidend ist jedoch, wie sich die Vertreter der Kirche in der Gegenwart verhalten. Opfer müssen spüren können: „Was ich erlebt habe, lässt die nicht kalt“. Wenn von der Kirche Zeichen des Mitfühlens da sind, kann das ganz viel verändern.

Sehen Sie solche Zeichen?

Es gibt viele schwierige Erfahrungen, aber: Ja, ich sehe solche Zeichen. Gott sei Dank.



Interview: Katrina Jordan

Foto: Patrick Hübner, Universität Passau

www.gottes-suche.de